

Albrecht Göschel
Berlin

Kommunalentwicklung im gesellschaftlichen Wandel: Herausforderungen für eine strategische Kulturplanung

Vortrag zur Westfälischen Kulturkonferenz am 19. April 2013 in Emsdetten

1. Gesellschaftlicher Wandel¹

Wenn von „gesellschaftlichem Wandel“ die Rede ist, sind zwei unterschiedliche Annäherungen denkbar, und für beide werden in der „Visionskonferenz“ vom September 2012, der Vorbereitungskonferenz zur „Kulturkonferenz“ heute in Emsdetten, die Stichworte gegeben. Entweder man betrachtet eine Fülle von Einzeltrends, von so genannten „Megatrends“ – Globalisierung, Wertewandel, Wandel zur Dienstleistungsgesellschaft usw. –, die sich zu einer, meist schwer zu fassenden Gesamtentwicklung überlagern. In der Regel wird auf diese Weise die Komplexität von Wandel deutlich, ohne dass doch Planungshinweise gewonnen werden können. Oder man entscheidet sich dafür, einen für den jeweiligen Gegenstand, in unserem Fall also für die Kulturpolitik einleuchtender Weise als zentral geltenden Trend zu betonen, um aus diesem dann Planungsanforderungen zu entwickeln. Ich entscheide mich für dieses Vorgehen und beziehe mich auch dafür auf ein Stichwort, das gleichfalls bereits bei der „Visionskonferenz“ vom September 2012 gefallen ist, den Begriff der „Authentizität“.

Auch wenn es sich bei „Authentizität“ um ein Schlagwort handeln mag, wird doch in vieler Hinsicht anerkannt, dass wir uns auf dem Weg in eine „Gesellschaft der Authentizität“ befinden, eine Gesellschaft also, in denen Aspekte dessen, was mit dem Begriff der „Authentizität“ erfasst werden kann, hohe Anerkennung und hohe positive Bewertung erfahren.

Für drei unterschiedliche Felder soll das im Folgenden beschrieben werden: Für die Stadtentwicklung; für das „Selbst“, also das Selbstbild, das einzelne Individuen von sich selbst entwickeln; und für das Arbeitsleben, also für das Feld formeller beruflicher Tätigkeit. Bei allen Aussagen zu einem dieser drei Bereiche sollte aber immer mitgedacht werden, dass niemals buchstäblich alle die zu beschreibenden Phänomene in aller Deutlichkeit zeigen. Immer wird es Städte, einzelne Individuen

¹ Um den Rahmen dieses Textes nicht zu sprengen, wird auf Literaturangaben verzichtet. Nur die Namen einiger Autoren, die für das Konzept des Vortrages von besonderer Bedeutung waren, werden im Text genannt.

oder Berufe geben, die nur sehr am Rande von den Entwicklungen zu einer „Authentizitätsgesellschaft“ tangiert werden.

Für alle drei Bereiche, den der „Stadt“, des „Selbst“ und das „Berufsleben“ lassen sich die Veränderungen, die sich durch den Weg in eine Gesellschaft der Authentizität vollziehen, durch ein Paar gegensätzlicher Begriffe formulieren, in denen der jeweilige Wandel plakativ vereinfachend, aber doch deutlich und plausibel zum Ausdruck gebracht wird. Jedem der folgenden Punkte wird also ein derartiges Gegensatzpaar vorangestellt.

2. Stadtentwicklung in einer Gesellschaft der Authentizität

2.1. Vom „Raum“ zum „Ort“

Bis in die 1970er-Jahre wird Stadtentwicklung von Kriterien der Perfektion technischer Systeme, von einer technischen Rationalität dominiert, die sich in einer Raumordnung ausdrückt, die diesen Raum als abstrakte, tendenziell unendliche Größe betrachtet. Raster und technische Netze bestimmen diese Raumordnung, keine Gestalten, Formen oder „Orte“. Es entstehen vielmehr „Nicht-Orte“ (Marc Augé), Räume des Durchgangs, der Bewegung, nicht Orte des Verweilens. Diese Dominanz einer technischen Rationalität in der Stadt- und Regionalentwicklung ist von den Zeitgenossen durchaus geschätzt und gewünscht worden, wie das folgende Zitat von Karl Kraus es in unmissverständlicher Deutlichkeit zum Ausdruck bringt: „Ich erwarte von meiner Stadt gepflasterte Straßen, fließend Wasser und elektrisches Licht. Gemütlich bin ich selber.“

In der „autogerechten Stadt“, einem städtebaulichen Leitbild, dessen Folgen in jeder deutschen Stadt bis heute zu besichtigen sind, wird diese Dominanz des Technischen, der Bewegung in aller Brutalität umgesetzt und führt – aus heutiger Sicht – zu einer ungeheuren Stadtzerstörung. Die Stadt als Ort, als unverkennbare Gestalt wird aufgelöst, am klarsten und kompromisslosesten in der modernen amerikanischen Stadt, von der es daher auch immer hieß: „Man fährt so lange in sie hinein, bis man wieder hinaus fährt“. Man kommt also niemals in ihr an, es gibt sie als Ort, an dem sie sich manifestiert, gar nicht, sie ist ein „Un- oder Nicht-Ort“.

In der „Authentizitätsgesellschaft“ dagegen wird gerade der Ort, das Spezifische und Besondere einer Stadt, ihre Gestalt als vielfältige Einheit betont. Führt man den negativ besetzten Begriff der „Gemütlichkeit“ einmal auf seinen Kern zurück, befreit ihn also von allem Muffigen und Engen, das diesem Wort anhaftet, so bleibt das „Gemüt“ übrig, als etwas, das auch mit „Seele“, „Wesen“ oder „Persönlichkeit“ bezeichnet werden könnte, und dann sieht man, dass es das ist, was wir heute von der Stadt erwarten. Sie soll als Persönlichkeit erscheinen, unsere Gefühle, unsere Affekte ansprechen. Seit den 1970er-/80er-Jahren sehen wir die Stadt zunehmend – wieder – als einen solchen „Ort“ des Verweilens, der lebendigen Geschichte, die jede

Persönlichkeit ausmacht, eben als „Identität“, um einen anderen, allerdings nicht weniger schwierigen und durch Missbrauch gefährdeten Begriff zu verwenden.

Stadtplanung bemüht sich seither um die historische Dimension der Stadt, um ihren spezifischen regionalen und kulturellen Charakter. Und sie betreibt Stadtreparatur, im Englischen bezeichnender Weise als „cultural regeneration“ der Stadt bezeichnet. Bis in die Gesetzgebung, beginnend mit dem Städtebauförderungsgesetz oder „Aktive Stadt- und Ortsteilszentren“ von 2008 und vor allem im Kongresswesen lassen sich diese Zielkorrekturen, die Zielumkehrungen waren, zurückverfolgen, z.B. beim Kongress „Stadt – Mensch – Heimat“ von 2010 in Bonn. Als ein groß angelegtes Sanierungsvorhaben in diesem Sinne gilt die IBA- Emscherpark, die eine von industrieller und technischer Rationalität buchstäblich verwüstete Region nicht etwa durch Flächensanierung neuer Raumordnung zuführt, sondern die hinter der technischen Vernutzung stehende industrielle Epoche als kulturelle Leistung herausarbeiten und ihre Relikte in Zechen, Förderanlagen, Abraumhalden, Verkehrswegen, Arbeitersiedlungen als „Orte“ einer spezifischen Ästhetik deutlich machen will. Weder die wenigen vorindustriellen Zeugnisse, also einzelne kleine Schlösschen oder Herrenhäuser, die für die Region gar keine Bedeutung haben, noch die als „inhuman“ (Karl Ganser) kritisierten Großwohnanlagen der 1960er-Jahre gelten als Bezugspunkte eines historischen Gedächtnisses, sondern das, was diese Region tatsächlich geprägt hat, die Schwerindustrie, diese jetzt aber in ihrer ästhetischen und sozialen Dimension. Die Zeugnisse dieser Geschichte sind nicht als Abfall zu begreifen, der zu Gunsten einer neuen Rationalität abzuräumen und zu beseitigen wäre, sondern als das Authentische dieser Region, das in eine neue Erlebnisebene überführt werden muss, weil es das ist, was die Identität dieser Region im Wandel ausmacht.

2.2. Ursachen einer Neubewertung des Authentischen in der Stadtentwicklung

Da der Wandel in den Vorstellungen davon, was eine Stadt sein solle, was sie als Stadt ausmachen könne, bereits seit mindestens 30 Jahren im Gange ist, sind selbstverständlich zahlreiche Hypothesen zu den Ursachen dieses Wandels formuliert worden. Ich beschränke mich hier auf zwei, die eine gewisse unmittelbare Plausibilität in Anspruch nehmen können.

Zum einen ist behauptet worden, dass der sich ständig beschleunigende und alle Lebensbereiche erfassende Wandel in den einzelnen Menschen eine Sehnsucht nach Beständigkeit, nach etwas, was sich nicht wandelt, auslöse (Hermann Lübbe). Wandel habe immer zwei Seiten. Zum einen führt er zum Neuen, zu Innovationen, und als solcher wird Wandel in der Regel positiv gesehen und begrüßt. Unabdingbar damit sei aber auch die Entwertung aller Dinge verbunden. Wandel produziert also nicht nur Neues, sondern in beschleunigtem Tempo auch Abfall. Dazu werden die Städte in ihrer technischen Perfektionierung, aber dazu können auch die Menschen werden, die sich vom Wandel leicht überfordert fühlen. Wandel sei also etwas durch

und durch Bedrohliches in seiner Entwertung und Zerstörung von Dingen, von Qualifikationen und Menschen. Gegen diese Entwertung stemmen sich die Einzelnen mit dem Wunsch, es möge Dinge geben, die vom Wandel nicht erfasst werden, die von der Zeit nicht mehr entwertet und zu Abfall gemacht werden können. Das sei die „alte Stadt“, denn in keinem Bereich seien die meisten Menschen konservativer als in ihrem unmittelbaren räumlichen Umfeld. Hier solle nach Möglichkeit immer alles so bleiben wie es ist. Das begründet den Wunsch nach „Klassizität“ wie Hermann Lübke sagt, da als „klassisch“ das gelte, was aus der Zeit und ihrem Wandel herausgehoben sei.

Diese Thesen erscheinen durchaus einleuchtend und erklären sehr gut, warum Emotionen von Bewohnern häufig an ganz unbedeutenden, kunst- oder bauhistorisch völlig marginalen Gebäuden hängen können, Hauptsache sie sind alt und damit eben seit unvordenklicher Zeit wie selbstverständlich vorhanden. Und dennoch scheint dieser Gedanke vielen Aspekten, die in der neueren Planung eine Rolle spielen, nicht gerecht zu werden. Sehr deutlich wird das, wenn bestimmte geographische Stadtlagen, die seit Jahrzehnten „verbaut“ waren, plötzlich wieder entdeckt werden, obwohl sie in der realen Erinnerung der jetzt dort lebenden Einwohner kaum eine Rolle spielen können. Bei Städten an Flüssen oder am Meer fällt das besonders auf. Die Lage an einem Gewässer, möglicherweise für mehr als ein Jahrhundert ohne jede städtebauliche Bedeutung, zumindest in der Stadt nicht spürbar, wird plötzlich zum Motor einer umfassenden Stadterneuerung. Die Erlebnisdimension, die in der Wasserlage gegeben ist, gilt es nun zu aktivieren, auch wenn diese historisch in der entsprechenden Stadt ohne jede Bedeutung, wenn diese Wasserlage nur ein ökonomischer Faktor gewesen sein mag. London, Barcelona, Düsseldorf, sogar Berlin sind Fälle, in denen entsprechende Planungen realisiert wurden und noch werden.

Auf diese Phänomene, die die Sicherung von historischen Beständen einschließt, zielt eine zweite These. Sie besagt, dass die Stadt technischer Rationalität, wie sie bis in die 1970er-Jahre dominiert habe, einen Affektmangel ausgelöst habe, dass die neuen Prinzipien der Stadtentwicklung auf Affektbefriedigung der Bewohner – und Besucher – zielen (Andreas Reckwitz), also genau auf das, was mit dem Wort „Gemütlichkeit“ in der Sentenz von Karl Kraus eher diffamiert wird. Demnach wendet sich die neue Form der Stadtentwicklung gegen die Kälte, Bildlosigkeit, affektive Inhumanität und Erlebnisarmut der „technischen“ Stadt und sucht in deren Geschichte und Geographie, in ihren Bau-, Wohn- und Siedlungsformen nach dem „Authentischen“ als Basis eines Erlebens, einer emotionalen Erfüllung, die wir von unserem Umfeld erwarten, das eben mehr ist als nur „gepflasterte Straßen, elektrisches Licht und fließendes Wasser“.

2.3. Kulturpolitische Konsequenzen der „authentischen Stadt“

Das neue Planungsparadigma bezieht sich offensichtlich auf die „Kultur“ der einzelnen Stadt, Kultur hier verstanden im soziologischen Sinne als Summe der

Lebensformen und ihrer Dokumente einer Gruppe von Menschen. Damit scheint die Kulturpolitik gefordert, sich in ein derartiges Stadtentwicklungskonzept einzubringen, also Teil einer „integrierten Stadtentwicklung“ zu werden. Diese Herausforderung stößt aber immer wieder auf beträchtliche Hindernisse.

Traditionell ist Kulturpolitik auf die Förderung von Kultureinrichtungen, also Einrichtungen der Kunstproduktion und Kunstrezeption, ergänzt um Einrichtungen zur Präsentation von Geschichte, eingestellt. In der Alltagskultur der Stadt, des städtischen Lebens, der in unterschiedlichsten Objekten präsenten Stadtgeschichte jenseits relevanter Kunstgeschichte, vor allem aber in geographischen und regionalen Bedingungen einer Stadt hat Kulturpolitik bislang keinen Platz und keinen Gegenstand.

Eine erste Reaktion der Kulturpolitik auf diese neue Sicht auf die Stadt ist daher die Ausweitung und Betonung von Denkmalpflege. Nicht nur einzelne, häufig architekturhistorisch auch unbedeutende Objekte, sondern ganze Ensembles und auch relativ neue Objekte werden jetzt unter Denkmalschutz gestellt. Vor allem in die Alltagskultur hinein findet eine Ausweitung des Denkmalsbegriffs statt. Wohnungsbau, Bauwerke des Arbeitslebens, sogar Verkehrsbauten werden jetzt als denkmalwürdig deklariert. Immer aber droht dabei die Gefahr, die entsprechenden Objekte aus dem Alltagsleben herauszunehmen, in dem sie eigentlich als Erlebnisfaktoren auftauchen sollten. Immer besteht die Gefahr ihrer Musealisierung und Isolation, also eine Behandlung nach dem Muster von Kultureinrichtungen, die ihre Objekte ja gleichfalls aus Alltagszusammenhängen herauslösen und in eine Aura des „Hochkulturellen“ versetzen. Besonders dann, wenn es um Aktivierung geographischer Bedingungen geht, läuft Denkmalpflege nicht nur ins Leere, sondern kann sich als kontraproduktiv erweisen, wenn z.B. einige alte Lagerschuppen, die den Zugang zu einem Gewässer verstellen, aus Denkmalschutzerwägungen erhalten werden sollen. Aber im Grunde zeigt Denkmalschutz in diesen Fällen und insgesamt nichts anderes als die Ambivalenzen, die in dieser Stadtentwicklung des Erlebnisses stecken und die ihr auch immer zum Vorwurf gemacht wurden. In der Kritik, es handle sich um Inszenierungen von Erlebnis, werden die Einwände auf den Punkt gebracht.

Zum einen ist das, was als Erlebnis gelten kann, bei unterschiedlichen urbanen Milieus höchst unterschiedlich, so dass keine allgemein verbindlichen Regeln zu entwickeln sind, was denn wie erhalten oder neu hergestellt werden soll. In einer Planung nach den Bedingungen technischer Rationalität schien es diese Regeln in einer für alle Bewohner verbindlichen Weise durchaus zu geben, obwohl wir heute wissen, dass das in der gleichen Weise, wie für die „Authentizitätsplanung“, nicht der Fall war.

Zum anderen aber basiert das Erlebnis immer auf funktionierender technischer Rationalität. Es tritt also nicht an deren Stelle, sondern setzt sie als gegeben voraus. Das führt ohne jeden Zweifel zu massiven Nutzungskonflikten, wenn Einwohner und Touristen, plakativ gesagt, mit dem Auto vor das „Denkmal“ oder in das

mittelalterliche, als authentisch behauptete Innenstadtensembles fahren wollen. Größenanforderungen heutiger Einrichtungen, z.B. im Verwaltungs- oder Medizinbereich (Großkliniken) sind mit kleinteiligen Altbaustrukturen nicht kompatibel, ein Problem, auf das in der Debatte um die „europäische Stadt“ immer wieder hingewiesen worden ist.

Die zweite Strategie der Kulturpolitik, auf die neuen Anforderungen der authentischen Stadt als Erlebnisquelle zu reagieren, besteht in der Öffnung der Kultureinrichtungen zur Stadt und für das Erlebnis. Barrieren sollten abgebaut, Zugänge erleichtert, der öffentliche Raum in die Einrichtungen einbezogen bzw. diese zum öffentlichen Raum geöffnet werden. Zum einen wurden z.B. die Sammlungen in Museen nach Erlebniskriterien präsentiert. Zum anderen wurden durch Cafeterien, nutzbare Außenbereiche oder Museumsshops die Grenzen zwischen dem Innen und dem Außenraum übersprungen oder zumindest aufgeweicht, bis hin zu solchen Kunstformen wie der „Kunst im öffentlichen Raum“, die gleich den urbanen Außenraum zum „Veranstaltungsort“ erklärt. Solche Strategien stoßen jedoch auf Schwierigkeiten. Zum einen verlangen die Objekte in den Kultureinrichtungen häufig eine eigene Konzentration, eine kontemplative Haltung in ihrer Rezeption, die sich mit einer Öffnung der Einrichtung zum Alltagsleben und zur urbanen Öffentlichkeit kaum verträgt, will man nicht die Objekte, die Werke, die gezeigt und gesammelt werden, zur Hintergrundsdekoration herabwürdigen. Zum anderen eignen sich die existierenden Gebäude häufig schwer für eine solche Öffnung. Es sind also eher einrichtungsinterne Strategien wie z.B. Theater- oder Museumspädagogik, mit denen allzu auratische Kunsttempel einer neuen Breiten- und Alltagskultur geöffnet werden können.

Eine dritte Strategie hat sich besonders in den 1970er-Jahren im Rahmen der Neuen Kulturpolitik entwickelt, die Förderung von Kulturformen, die von vorn herein eine größere Alltagsnähe für sich in Anspruch nehmen, die also auf die Aura der Kunst durch einen „erweiterten Kulturbegriff“ verzichten, Formen, die insgesamt unter dem immer etwas schwammigen Begriff der Soziokultur zusammengefasst werden. Ihr Problem allerdings besteht in umgekehrter Weise in ihrer fehlenden Abgrenzung vom Alltag, die eine Definition als Gegenstand von Förderung schier unmöglich machen kann. Konsequenterweise entwickelte sich daher die Soziokultur wie die traditionelle Hochkultur nach anderen Anfängen zu einer Veranstaltungskultur in relativ geschlossenen Kultureinrichtungen, allerdings mit anderen Metiers und für ein tendenziell etwas anderes Publikum, als es in den traditionellen Hochkultureinrichtungen anzutreffen ist. Allerdings ist dieses soziokulturelle Publikum ganz und gar keines der Unterschichten oder von Gruppen mit niedrigen Bildungsabschlüssen, ganz im Gegenteil. Der Anteil der Besucher dieser Einrichtungen und ihrer Veranstaltungen mit Hochschulreife oder mit einem Hochschulstudium ist höher als in traditionellen Einrichtungen, z.B. der Oper. Es handelt sich vielmehr um ein Publikum, das den Neuen Sozialen Bewegungen, dem Wertewandel und den neuen Berufen in den Humandienstleistungen besonders nahe steht.

Alle drei Strategien, mit denen Kulturpolitik versucht, sich auf die neuen Bedingungen der „authentischen Stadt“ einzustellen, zeigen also ihre Probleme und Grenzen. Ein grundsätzliches Dilemma von „Authentizität“ als Planungsgegenstand entsteht allerdings erst dann, wenn sie zum Gegenstand von Kommunalpolitik insgesamt gemacht werden soll.

2.4. Dilemmata und Dissonanzen einer „Authentizitätspolitik“

Während die Suche nach der authentischen Stadt, nach dem Ort im Gegensatz zum Raum als Gegenstand von Stadtentwicklung anfangs nur die Stadtgestalt meinte, als das bauliche Erscheinungsbild der Stadt, ist Kommunalpolitik sehr bald bemüht, die entsprechenden Konzepte einer „kulturellen Identität“ auch zur Basis der Kommune als politischer Einheit zu erklären. Damit bekommt dies Konzept eine völlig andere Konnotation. Kultur oder Tradition, das Authentische oder Identität in der beschriebenen Weise sind jetzt nicht mehr allein Ziel von Kommunalpolitik, sondern werden zu ihrer Ausgangsbasis. Eine politische Einheit, die der Kommune, wird mit kulturellen Aspekten begründet, und das, so die einheitliche Auffassung eines streng an der Aufklärung orientierten Politikverständnisses, ist für eine moderne Politik schlicht und einfach völlig unakzeptabel. Politik habe sich auch bei kleinen, abgrenzbaren territorialen Einheiten niemals auf das Besondere, das Einmalige zu stützen, das Kultur in diesem Kontext aber nun einmal ist, sondern immer auf das Allgemeine, also niemals auf lokale oder regionale Besonderheit, sondern immer nur auf Universalien wie z.B. die Menschenrechte. Nach Auffassung z.B. von Ralf Dahrendorf ist eine Politik, die auf der Authentizität einer regionalen Kultur zu basieren sucht, nichts anderes als ein Neo-Tribalismus, die Barbarei eines neuen Stammesdenkens und für Politik, die sich an den Kriterien aufklärerischen Denkens orientiert, völlig inakzeptabel. Ganz ähnlich sieht der Historiker Lutz Niethammer in der heimlichen Renaissance kollektiver Identität als Begründung von Politik die Wiederbelebung einer „unheimlichen“, reaktionären Tradition.

Diesen Einwänden gegen eine Politik des Authentischen, die mit der Stadt als „authentischem Ort“ im Grunde gar nicht gemeint war, lässt sich nur unter einer Bedingung entgegenreten, mit der unabdingbaren Aufforderung und Verpflichtung zur Kooperation mit anderen, entsprechend auftretenden Einheiten, also nicht nur innerhalb einer politischen Einheit, sondern über deren Grenzen hinweg, mit anderen, entsprechend verfassten Einheiten. Der Kooperation von Kommunen dienen in diesem Sinne Regionalverbände, wie sie mit dem Landschaftsverband Westfalen Lippe ins Leben gerufen worden sind. Aber auch diese sind zur Kooperation angehalten, wiederum mit anderen Regionen innerhalb eines Bundeslandes oder über dessen Grenzen hinweg, und genau so hätten dann auch die Bundesländer zu kooperieren, wenn sie auf den Gedanken verfielen, sich kulturell zu definieren, was, wie jeder sieht, zurzeit mit Nachdruck geschieht. Ihre Kooperationsebene ist dann die des Nationalstaates, der wiederum zu einer

Kooperation auf internationaler Ebene gezwungen ist, wie sie z.B. auf der Ebene der EU stattfindet.

Nur dann, wenn die Identitätskonstruktion der Kooperation und nicht dem Alleingang oder der Konkurrenz dient, ist sie politisch akzeptabel, sonst ein sicherer Weg in den politischen Partialegoismus und die nicht mehr skandalisierbaren lokalen und regionalen Ungleichheiten. Leider aber ist nur allzu bekannt, dass zurzeit Authentizitäts- und Identitätskonstruktion eben diesem politischen Egoismus und nicht der Solidarität und Kooperation dienen. Die wachsenden Ungleichheiten innerhalb der Bundesrepublik sind ein deutlicher Ausdruck dieser Fehlentwicklung.

Andere Einwände gegen eine politische Interpretation des Authentizitätsgedankens treten gegenüber diesem zentralen zurück, sollen aber kurz angedeutet werden. Den historischen Bauformen, die nach verbreiteter Auffassung die Identität einer Stadt verkörpern, entsprechen in der Regel keine aktuellen oder modernen Lebensformen. Für die Denkmalpflege und das Problem der „Europäischen Stadt“ wurde auf diese Dissonanz bereits hingewiesen. Es kann eine Kulissenarchitektur, ein inszenierter Städtebau entstehen und ist an vielen Stellen entstanden, in dem etwas scheinbar Altes oder Authentisches nur als Dekoration, als „Zuckerguss“ über völlig anderen Strukturen und Realitäten liegt, um diese zu verdecken. Das bezeichnen wir in der Regel als Kitsch und die Fälle von Kitsch im Städtebau sind inzwischen, milde gesagt, ziemlich zahlreich.

Ein weiterer Einwand zielt auf die Funktionalisierung von „Authentizität“ für die lokale oder regionale Konkurrenz, in der „Identität“ zum „Image“ und zur „Marke“ verkommt, unter der eine Stadt „vermarktet“ werden kann, sei es für Investitionsinteressenten, sei es für Touristen, sei es für die eigenen Bewohner, die im Verhältnis zu ihrer Stadt gleichfalls einen touristischen Blick entwickeln. Statt auf Kooperation zielt diese Strategie wie gesagt auf Konkurrenz, in der es unweigerlich Sieger und Verlierer geben wird, und welche das sein werden, steht in der Regel schon fest, bevor der Kampf wirklich begonnen hat: Alle erlebnisarmen, ländlichen Regionen verlieren Einwohner, alle Metropolen gewinnen welche, und zwar meist die besseren, die mobileren, besser ausgebildeten usw. Bisher konnte keine Imagekampagne diesen Mechanismus durchbrechen. Nur die Kooperation ist – in Grenzen – dazu in der Lage.

Ein letztes Argument zielt auf die marginale Bedeutung von Regionalität in der Kunst. Bedeutende Kunst, also das, worum sich Kulturpolitik u. a. vorrangig bemüht, ist inter- zumindest überregional, meist sogar übernational, auch dann, wenn sie vielleicht bestimmte, nachvollziehbare regionale Wurzeln hat. Selbstverständlich sind Picasso nicht ohne Spanien, Schubert nicht ohne Wien vorstellbar, und dennoch haben weder Spanien noch Wien ein besonderes Anrecht auf diese Künstler und ihre Kunst. Sie gehören der Menschheit und nicht einer Stadt oder Region. Dieses Bewusstsein von der Globalisierung in Kunst und Kultur sollte allzu euphorische Rede von lokaler oder regionaler Kultur und Kulturpolitik ihre engen Grenzen und die

immer drohende Gefahr einer lokalen Borniertheit deutlich vor Augen führen. Zweifelhaft ist allerdings auch, ob es angemessen erscheint, lokale Konkurrenzen in Form eines Wettbewerbs um herausragende internationale Kunst, um den „besten“ Dirigenten, die „wichtigste“ Kunstaussstellung usw. auszutragen. Kulturpolitik muss hier in einer schwierigen Ambivalenz zu sorgfältigen Balancen zwischen Regionalität und Internationalität kommen.

3. Wandel des Selbst

3.1. Vom „konformen“ zum „authentischen“ Selbst

Dieser Wandel des Selbst, der als Wandel der Vorstellungen von dem zu verstehen ist, was eine aner kennenswerte Persönlichkeit oder gelungene Biographie ausmacht, bildet den Kern des Wandels, der auch die Stadtentwicklung in ihrem Wandel vom „Raum“ zum „Ort“ erfasst, denn diese reagiert ja auf Veränderungen in den Vorstellungen vom „Selbst“, von der Persönlichkeit oder angemessenen Individualität.

Mit den Polen „Konformität“ und „Authentizität“ werden die Veränderungen angedeutet, die diese Vorstellungen ungefähr seit Beginn der 1970er-Jahre erfahren haben. Galten bis dahin Anpassung an Mehrheiten, Organisationen oder Autoritäten, Zuverlässigkeit und Pflichterfüllung als zentrale Orientierungswerte der einzelnen Person, so treten unter der Norm der Authentizität ganz andere Werte in den Vordergrund. Selbstverwirklichung, Selbstbestimmung, Unterscheidung von Anderen, Originalität und vor allem persönliche Kreativität sind seither die entscheidenden Größen, die für die einzelne Persönlichkeit als verbindlich gelten. Während unter dem Motto der Konformität die Einordnung in vorgegebene Strukturen und die Anpassung an deren Verhaltenskodex als erstrebenswert angesehen werden, wird nun ein expressiver Individualismus verbindlich, der den Selbsta Ausdruck als einmaliges und besonderes Individuum fordert und belohnt. Es gilt nicht mehr, Routinen zu erfüllen, sondern besondere, intensive persönliche Erfahrungen zu machen und diese auch in individueller Weise auszudrücken.

Als Ursachen für diesen Wandel, der auch als Wertewandel bezeichnet und seit den 1970er-Jahren intensiv untersucht wird, gelten in der Regel der wachsende und breite Wohlstand, ein beträchtlich erweitertes Bildungssystem und die seit den 1960er-Jahren in allen westlichen Staaten vorangetriebene Demokratisierung.

3.2. Kulturpolitische Konsequenzen

Die verbreitete Annahme war, dass dieser Wertewandel, dieser Wandel von Konformität zu Authentizität der Nachfrage nach Kultur, also nach allen Arten ästhetischer und emotionaler Erfahrung erheblichen Auftrieb verleihen müsste, scheint doch kein anderes Feld so gut geeignet, intensive innere, emotionale Erfahrungen zu vermitteln und diesen auch Ausdruck zu verleihen. Man war sich also

recht sicher, dass Kunst und Kultur zwar ihren Nimbus als verbindliche Bildungsgüter verlieren würden, dass sich Konventionen, die den Besuch von Kultureinrichtungen nahelegen, auflösen könnten, erwartete aber dennoch ein wachsendes Interesse an deren Möglichkeiten. Dies schien vor allem nahezuliegen, weil sich das Persönlichkeitsbild der Authentizität historisch deutlich auf ein Künstlerbild stützt, wie es, mit Vorläufern in der Renaissance, vor allem in der Romantik mit Nachdruck artikuliert wurde. Das Selbstbild der Authentizität stellt in vieler Hinsicht eine Demokratisierung, eine Verbreitung und Universalisierung des romantischen Künstlerbildes dar.

Das erstaunliche Phänomen ist aber nun, dass die Nutzung oder der Besuch der großen, traditionellen Kultureinrichtungen nicht zu- sondern abgenommen hat und in beschleunigter Weise weiter abnimmt. Theater, Orchester, Opernhäuser und auch die Museen in ihren ständigen Sammlungen verlieren kontinuierlich Besucher. Allerdings steht diese Entwicklung in keiner Weise in einem Widerspruch zu den Charakteristika und zu erwartenden Ansprüchen der „authentischen Persönlichkeit“. Eher der Denkfehler ist erstaunlich, der zur Annahme eine Nachfrageausweitung durch diesen Wandel geführt hatte.

Das moderne, authentische Individuum bekundet seine Authentizität in Kreativität, die es wiederum durch expressiven Individualismus zum Ausdruck bringt. Diese Möglichkeit aber ist in einer traditionellen Einrichtung nur den wenigen professionellen Künstlern zugestanden, die „auf der Bühne“ stehen. Das Publikum hat sich passiv, ausschließlich rezeptiv und konform zu verhalten, d.h. es hat still zuzusehen oder zuzuhören. Dieser Zwang zur Passivität und Konformität, den alle traditionellen Kultureinrichtungen mehr oder weniger ausüben, nimmt ihnen für die authentische Persönlichkeit jede Attraktivität, es sei denn, der agierende Künstler könne als Modell des Authentischen entsprechende Sehnsüchte auf sich ziehen. Das stützt zwar das moderne Starsystem, nicht aber die zahlreichen Kultureinrichtungen, die über keine Stars verfügen.

Bereits in seiner Studie zur „kreativen Klasse“ hat der amerikanische Soziologe Richard Florida konstatiert, dass diese neue „Klasse“, die in perfekter Weise das Modell der authentischen Persönlichkeit repräsentiert, nicht die Kultureinrichtungen einer Stadt schätzt und als Attraktivität hoch bewertet, sondern die Urbanität der Stadt sucht, in der jeder Einzelne zum Darsteller und Akteur seiner Authentizität, seiner expressiven Individualität wird.

3.3. Dilemmata der Kulturpolitik im Zeitalter der „authentischen Persönlichkeit“

Kulturpolitik steht damit vor mehreren Dilemmata. Sie soll einerseits herausragende Ereignisse in welcher Form auch immer ermöglichen, um einem Ort Profil und öffentliche Aufmerksamkeit zu geben, muss aber andererseits eingestehen, dass das Besondere aus seiner Seltenheit entsteht, dass es also nicht zu vervielfältigen ist und

nicht überall sein kann. Selbst eine immer weiter getriebene Spezialisierung und Differenzierung hilft nicht wirklich, da auch die Spezialitäten gegeneinander um öffentliche Aufmerksamkeit konkurrieren, und diese Aufmerksamkeit eben nicht ad libitum vermehrbar ist, ja wahrscheinlich sogar schrumpft.

Zum anderen soll Kulturpolitik Vielen, im Prinzip Allen den Zugang zu Kunst und Kultur eröffnen, muss aber dann realisieren, dass nun alle selber nicht nur kreativ sondern auch expressiv sein und damit wahrgenommen werden wollen. Während also der Wunsch oder das Verlangen nach kulturell-künstlerischer Betätigung vermutlich tatsächlich wächst, schwindet die Bereitschaft, Publikum zu sein, außer vor den Stars, die aber nicht vervielfältigt werden können, die damit aber auch ihre Preise, die Kulturpolitik zu zahlen hätte, immer weiter in die Höhe treiben können. Und es ist bekannt, dass in keinem anderen Feld die Verdienstspannen so gravierend auseinander klaffen wie in Kunst und Kultur.

Auch wenn es einfache Lösungen hier genau so wenig gibt wie in anderen Problembereichen der Kommunalpolitik, deutet sich zumindest der Ansatz zu einer Lösung an, wie sie bereits in den Anfängen der kulturpolitischen Reformen, in der Soziokultur versucht worden sind. Tatsächlich könnte man sich eine Kulturpolitik vorstellen, die auf Beteiligung vielleicht nicht Aller aber doch zumindest Vieler durch kulturelle Bildung setzt, und die in ihren Bildungsanstrengungen auch bemüht ist, Qualifikationen, also künstlerisch-technische Fähigkeiten zu vermitteln; die aber zugleich immer klar macht, dass diese Qualifikationen nicht dazu dienen sollen, vor Publikum aufzutreten. Authentische Kreativität und expressive Individualität können sich, wenn sie als Anspruch von Allen getragen werden, nicht in der Vorstellung niederschlagen, vor Publikum auftreten zu wollen, für Publikum arbeiten zu können.

Das bedeutet aber, dass normale kommunale Kulturpolitik in ihren Bemühungen um eine Kultur für alle durch kulturelle Bildung jedem Professionalitätsstreben ihrer Klienten entgegentreten muss, da auch die Vorstellung, bei fehlendem, zahlendem Publikum durch öffentliche Förderung als Künstler überleben zu können, nicht zu akzeptieren ist. Das, was kommunale Kulturpolitik fördern kann, ist eine kulturelle Bildung als „Kultur von Allen“ immer nur für die eigene Person oder den engsten Freundes- oder Bekanntenkreis. Während den Theatern und Opernhäusern die Zuschauer und Hörer wegzulaufen scheinen, drängen sich die Interessenten vor den kommunalen Jugendmusik- oder Kunstschulen, in der kulturellen Erwachsenenbildung o. ä. Dort sollten demnach auch die Schwerpunkte der Kulturpolitik liegen, aber immer mit der klaren Ansage, dass hier keine Ausbildung zum professionellen Künstler mit Anspruch entweder auf Publikum oder auf öffentliche Existenzgarantie beim Ausfall von Publikum erfolgt. Dass man damit kulturelle Praxis wieder in die Nähe der lange verachteten „bürgerlichen Hausmusik“ rückt, sollte nicht stören. Sie war in ihrer Qualität mit Sicherheit deutlich besser als das, was in vielen soziokulturellen Zentren in nachgerade abgründiger Nicht-Qualität künstlerisch oder kulturell zustande gebracht wird. Nur, wenn ganz klar ist, dass hier

nicht für Publikum, sondern ausschließlich zum eigenen Vergnügen, zur eigenen Erfahrung, zum eigenen Erleben produziert wird, ist diese Produktion zu akzeptieren.

Aber so wie in vieler Hinsicht der Kulturbetrieb dem Sport sehr nahe steht, wird man auch in der Kulturpolitik nicht vermeiden können, dass die Akteure der publikumsfreien Breitenkultur ihre Vorbilder in den Profis, in den Stars sehen, denen sie nicht nur im Bemühen um Qualität sondern vor allem um öffentliche Aufmerksamkeit nacheifern, beim zweiten sogar in der Regel mehr als beim ersten. Hier muss Kulturpolitik in aller Nüchternheit und Klarheit deutlich machen, dass Kulturpolitik zwar kulturelle Praxis als Erfahrungsintensität für möglichst Viele ermöglichen sollte, aber nicht dazu da ist, riskanten Berufsentscheidungen autonomer Individuen massenhaft das Risiko abzunehmen. Wer angesichts offensichtlichen Publikums mangels als Künstler scheitert, ist gescheitert, und je früher diese Erkenntnis reift umso besser, da dann noch biographische Umorientierungen möglich sind. Dennoch bleibt die Balance zwischen der Förderung professioneller Kunst und Kultur für Publikum und einer publikumsfreien Eigenproduktivität der Vielen immer eine schwierige Herausforderung an jede kommunale Kulturpolitik.

4. Wandel des Arbeitslebens

4.1. Von „Routine“ zu „Kreativität“

Die Dominanz von „Authentizität“ und „Kreativität“ als neue Werte im Arbeitsleben ist vermutlich u. a. auch von Wandlungen des Arbeitslebens selber vorangetrieben worden. Zählten bis in die 1970er Jahre für die meisten Berufsfelder gekonnte Routine, Gewissenhaftigkeit in der Aufgaben- und Pflichterfüllung und Verlässlichkeit im Umgang mit Kollegen als Qualifikationen für das Berufsleben, wird heute in fast allen Bereichen des Arbeitslebens auf individuelle und authentische Kreativität der Mitarbeiter gesetzt. Selbst Großverwaltungen organisieren ihre Arbeitsabläufe wo immer das möglich ist um einzelne Projekte, die von ständig neu zusammengesetzten, befristeten Projektteams bearbeitet werden. In diesen Teams zählt nicht Anpassung und Aufgabenerfüllung, sondern individuelle und originelle Produktivität als entscheidende Qualifikation. Vor allem aber gilt das für die zahlreichen, kleineren Dienstleistungsunternehmen, die vor allem als produktionsbezogene Dienstleistungen gezielt Innovationsaufgaben für Großunternehmen durchführen.

4.2. Ursachen

Ohne auf die vielfältigen Veränderungen des Arbeitslebens z.B. durch neue Technologien und Medien an dieser Stelle eingehen zu können, gilt doch als gesichert, dass die moderne, internationale Arbeitsteilung, auch als Globalisierung bezeichnet, Rationalisierung mit Einsparungen an Arbeitskräften in der unmittelbaren Produktion und Überproduktionskrisen mit der Notwendigkeit, schneller zu neuen

Produkten zu kommen, um Gewinne hochhalten zu können, als Auslöser dieses Wandels im Arbeitsleben in Frage kommen. Allerdings gehen auch die Anforderungen der Berufstätigen selber in diese Richtung, da sie in einem kreativen, ihre individuelle Persönlichkeit respektierenden Arbeitsleben mehr Selbstverwirklichung und damit Lebenszufriedenheit erwarten als in Berufen, die von mechanischer Routine geprägt sind.

4.3. Dilemmata / Dissonanzen

Die Betonung von Authentizität und Kreativität im Berufs- und Arbeitsleben birgt ein sehr schwerwiegendes Dilemma, das allerdings die Individualisierungstheorien von Beginn an begleitet. Authentizität und die von ihr getragene Kreativität im Berufsleben stellen nicht nur Befreiungen von stumpfer Routine und Wege zur Selbstverwirklichung in der Arbeit dar. Sie werden zur Anforderung, zum Zwang an Jeden, diese persönliche Kreativität auch zu zeigen und im Interesse des Unternehmens, also zur Realisierung von dessen Gewinnerwartungen und Stabilität im Markt einzusetzen. Die Selbstbefreiung von Routine und mechanischen Arbeitsabläufen schlägt um in innerbetrieblichen Erfolgszwang, Kreativitätsdruck und Dauerforderung nach „Expression“. Damit greifen die Zwänge des Arbeitslebens sehr viel intensiver und sehr viel tiefer auf die einzelne Person zu als in Arbeitszusammenhängen, die von unpersönlicher Routine geprägt sind. Die einzelne Persönlichkeit wird gleichsam als Ganzes dem betrieblichen Erfolgsdruck unterworfen, ohne dass Refugien der Persönlichkeit blieben, in die man sich gleichsam innerlich zurückziehen könnte.

Und es entsteht eine zweite Dissonanz. Ein Versagen vor den Forderungen nach Dauerkreativität im Sinne des Unternehmens kann nun leichter als früher dem Einzelnen als schuldhaftes Versagen, als persönliches Ungenügen zugerechnet werden. Routinen sind als Zwänge unmittelbar erkennbar, ihnen nicht standzuhalten oder sich ihnen zu widersetzen kann als positive Qualität, als Widerstand gegen Entfremdung oder Lebensverneinung angesehen und zumindest informell honoriert werden. Der Selbstverwirklichung aber, der scheinbar doch jedem Menschen eingegebenen Kreativität nicht nachzukommen, muss als Versagen der Person stigmatisiert und diffamiert werden. Ein solches Versagen begibt sich immer in die Gefahr, pathologisiert und damit zum Gegenstand psychologischer Therapien zu werden. Es wird vermutet, dass der dramatische Anstieg sogenannter Überforderungskrankheiten wie burn out, Angststress, Schlaflosigkeit, Bluthochdruck mit diesen neuen Anforderungen des Arbeitslebens zusammenhängt.

4.4. Kulturpolitische Konsequenzen

Die kulturpolitischen Konsequenzen dieser Aspekte eines Wandels im Arbeitsleben sind äußerst vielfältig. Zum Ersten entstehen neue Handlungsfelder für eine kommunale Kulturwirtschaftspolitik in der Ansiedlung entsprechender Dienstleistungsunternehmen; zum Zweiten scheinen sich neue Herausforderungen

für die kulturelle Bildung aufzutun, die die qualifikatorischen Voraussetzungen für Kreativität schaffen sollte; und zum Dritten muss Kulturpolitik auch die negativen Folgen dieses Wandels, die Pathologisierungen und Stigmatisierung von Kreativitätsüberforderungen bearbeiten.

Euphorische Reaktionen auf den Wandel des Arbeitslebens zeigten sich im ersten der genannten Bereiche, in der Kulturwirtschaft. Die neuen Kreativunternehmen versprachen die optimale Lösung vieler kommunaler Wirtschaftsprobleme zu sein, da sie zum einen standortunabhängig zu sein schienen, also nicht von Bodenschätzen oder geographischen Bedingungen abhängen; da zum anderen, und das war das entscheidende Argument, die hier aktiven Kreativberufe sich ihre Arbeitsplätze in innovativen Betrieben selber schaffen.

Beide Argumente haben sich aber im Laufe der letzten Jahre als brüchig erwiesen. Zum einen bilden sich die Kreativunternehmen durch Cluster ihre eigenen Standortbedingungen, d.h. sie gehen immer dahin, wo schon welche sind, und da wo nichts ist, wie z.B. in ländlichen oder altindustriellen Zonen, passiert auch nichts oder doch sehr verhalten. Und dass Kreativberufe sich ihre eigenen Arbeitsplätze schaffen, erscheint auch nur sehr bedingt zuzutreffen. Es gilt vor allem nicht für Arbeitsplätze in der Kulturwirtschaft, in der die Anzahl der prekären oder Niedriglohn-Arbeitsplätze immer sehr hoch bleibt und meist der Anzahl der in vollem Umfang sozialversicherungspflichtigen Arbeitsplätze zumindest die Waage hält. Wenn also ein Wirtschaftswachstum durch Kreativunternehmen angestrebt wird, sollten es eher technische oder produktionsbezogene und keine kulturwirtschaftlichen Unternehmen sein, auf die ein solides Wachstum gegründet werden kann; und sie sollten als Cluster, also in größerer Zahl um bestehende Produktionsunternehmen angesiedelt werden, um von vorn herein ein Art „kritischer Masse“ zu bilden, die dann eine eigene Stabilität sichert. Für die Kulturunternehmen gilt das gleiche, was oben vom kreativen Selbst gesagt wurde: Es gehen ihnen bei steigendem Angebot das Publikum, hier also die Kunden, aus.

Weit wichtiger für die Kulturpolitik aber ist wohl die Ausrichtung auf eine kulturelle Bildung, die nicht Bildungswerte – und auch nicht nur Erlebnisse – sondern Kreativität zu vermitteln sucht, und zwar eine Kreativität, die gerade nicht auf ein Berufsbild des Künstlers zielt, sondern als Grundqualifikation in allen modernen Berufen gefragt ist. Die moderne Kreativwirtschaft und Dienstleistungsökonomie verlangt keine Künstler, zumindest nicht so viele, wie es junge Menschen gibt, die diesen Beruf suchen, sondern eine insgesamt kreative Bevölkerung in allen Bereichen des Berufs- und Alltagslebens. Da hat Kulturpolitik eine vorrangige Aufgabe.

Nicht viel weniger bedeutsam ist allerdings die dritte Aufgabe, die sich aus dem Arbeitsleben in der Authentizitätsgesellschaft stellt, die Bearbeitung der Pathologisierungen, Stigmatisierungen und Verletzungen, die aus Überforderungen in einem Arbeitsleben resultieren, das scheinbar freie Selbstentfaltung und

authentische Kreativität ermöglicht, diese dann aber bedingungslos ökonomischen Zwängen unterwirft. Kulturpolitik sollte, wiederum in der kulturellen Bildung, den Menschen ein privates, persönliches, in ihren Inneren liegendes Feld der Lebensfreude, der Erfahrungsintensität erschließen, das auch und gerade dann befriedigend und beglückend wirken kann, wenn der Druck des Arbeitslebens unerträglich zu werden beginnt. Es sollten Interessen und Betätigungen erschlossen werden, die von Erfolgen oder Misserfolgen im Berufsleben unberührt bleiben können, die Ich-Stärke auch dann vermitteln, wenn der Einzelne in ökonomisch definierten Kreativitätsforderungen an seine Grenzen getrieben wird.

Besonders diese letzte Aufgabe könnte man, ähnlich wie die Aufforderung zu künstlerisch-kultureller Praxis ohne Publikum, als ausgesprochen konservativ empfinden. Die Pathologien der Gegenwart scheinen aber wohl doch zu zeigen, dass wir es mit der Verachtung einer kompensatorischen und kontemplativen kulturellen Praxis in den letzten Jahren und Jahrzehnten etwas zu weit getrieben haben.

5. Zusammenfassung und Ausblick

In drei Stichworten lassen sich die Überlegungen über Konsequenzen des Wandels zur Authentizitätsgesellschaft, wie sie in den Punkten „Stadtentwicklung“ „Selbst“ und „Arbeitsleben“ angestellt wurden, zusammenfassen.

Erforderlich sind:

- Kooperation von Gebietskörperschaften und Organisationen auf allen Ebenen,
- kulturelle Bildung zu einer kulturellen Praxis auch ohne Publikum, ohne das Berufsbild des Künstlers,
- kulturelle Bildung als Kreativitätsqualifikation, unabhängig von bestimmten Berufsfeldern oder beruflicher Qualifikation.

Nicht behandelt wurden in diesem Vortrag die Planungstechniken und Verfahren, die die Kulturpolitik zur Realisierung ihrer Ziele einsetzen sollte und könnte. Dazu einige Schlussbemerkungen als Ausblick.

Kulturpolitik zurzeit bedeutet wie die meisten anderen Politiken Handeln in komplexen Systemen. Unter Komplexität ist dabei zu verstehen, dass weder zu einem bestimmten Zeitpunkt noch gar in die Zukunft hinein alle Bedingungen und Folgen des eigenen Handelns überblickt werden können. Man handelt also in einem in vieler Hinsicht unbekanntem Feld, das sich auch nicht durch quasi wissenschaftliche Analyse erheblich aufhellen lässt, einfach weil es ein dynamisches, von vielen Parametern in unklarer Weise bestimmtes Feld ist.

Für eine solche Situation hält die moderne Planungstheorie einige Grundsätze bereit, die das Handeln bestimmen sollten.

Zum ersten sollten alle Maßnahmen, die ergriffen werden, möglichst klein gehalten sein, um sie angesichts hoher Irrtumswahrscheinlichkeit ohne große Verluste korrigieren zu können. Zum zweiten sollten sie kurzfristig angelegt sein, um immer unkalkulierbare Nebenfolgen in der Zeit zu minimieren. Und drittens sollte man sich darüber klar werden, dass unter diesen Bedingungen alle Entscheidungen Wertungsentscheidungen und damit politische Entscheidungen darstellen. Kulturpolitik gehört also in die politische Ebene, in die politischen Entscheidungsgremien, in die Kommunal- und Landesparlamente und sollte gerade nicht „aus dem Streit der Parteien herausgehalten werden“, wie häufig zu hören ist. Ob Kulturpolitik „Gesellschaftspolitik“ ist oder nicht, sei hier dahin gestellt – natürlich ist sie es – aber sie ist vor allem erst einmal Politik, ihr Ort ist damit der Ort der Politik, also die öffentliche Debatte, wie sie vorrangig in den gewählten Parlamenten, ergänzend bei Trägern öffentlicher Belange oder in einer partizipierenden Öffentlichkeit stattzufinden hat. In der Kulturagenda Westfalen, dem Kulturentwicklungsprozess für Westfalen-Lippe, wird ja genau das versucht. Alles andere ist nichts anderes als bornierte Demokratieverachtung und hat in der Kulturpolitik so wenig zu suchen wie in allen anderen politischen Feldern.

Beherzigt man diese drei Grundregeln, werden Stabilitätsinteressen von kulturellen Akteuren eventuell nicht nach deren Wünschen erfüllt, aber sowohl der Anspruch auf rationale Planung in komplexen Systemen als auch der auf funktionierende Demokratie haben hier eindeutig Vorrang.